BIBLIOTEKA MUZEUM W KOSZALINIE Nr. inw.

Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 18 Sonnabend, den 7. Herbstmond 1929. Nr. 18

Grundlagen zu einer Geschichte der Kirchenmusik in Pommern.

Von Otto Voigt.

Die musikalische Kunst hat von Anfang her im christlichen Kultus eine Stätte gehabt und hat sich in ihrer Vervollkommnung einen Chor herausgebildet. Rein ästhetische Wirkung ist nicht die Absicht, der Ton soll sich dem Worte unterordnen. Die Chormusik erfüllt die Forderung am besten in der Form des figurierten Gesangbuchliedes oder des altkirchlichen Chorals. Die Vorherrschaft der Orgel ist erst im 17. Jahrhundert entstanden. Die Orgelkunst und der Orgelbau sind heute das Fundament für den Gemeindegesang. Erwünscht ist beides: in höchster Blüte stehende Orgelkunst, verbunden mit einem vollstimmigen, schönen Chor. Aber die beste Kirchenmusik ist und bleibt ein guter Gesang der ganzen Gemeinde.

Nach diesen allgemeinen grundsätzlichen Bemerkungen sei auf pommersche Entwicklung seit der Reformation eingegangen. In Pommern ist seit der Reformation der Verlauf der gottesdienstlichen Musik nicht sehr viel anders gewesen, als in anderen Provinzen an der Ostsee, denn Luthers Deutsche Messe fand auch hier Eingang, und der Zeitstil wechselte mit den führenden Geistern gerade so, wie anderswo. Abweichungen mögen vorgekommen sein. Was die pommersche Kirchenordnung uns über die Form der evangelischen Gottesdienste berichtet, ist noch sehr interessant.

Luther stellte die Form fest in der Deutschen Messe, die 1528 auch nach Pommern kam (Bugenhagen), und hier „pommersche" Kirchenordnung genannt wurde, da sie in einigen Teilen von der Wittenbergs abweicht. Es handelt sich um die Gestaltung der Liturgie, denn die Predigt wird nicht weiter berührt. Für uns ist es fördernd, zu sehen, wie man damals die Liturgie allgemein liebte, während heute das Interesse etwas erlahmt ist.

In vielen Städten, z. B. Rügenwalde, finden wir den Straßennamen Kaland. Er rührt von den Kalandbrüderschaften her, die an gewissen Daten zum Kirchensingen übten und vorsangen.

Wir haben zu unterscheiden zwischen solchen Kirchen, in denen sich ein kunstgerecht geschulter Sängerchor befand, und denen in kleineren Städten und Dörfern. In Stettin finden wir z. B. den pommerschen Palaestrina, dessen lateinische Chorsätze einen dicken Band der Denkmäler deutscher Tonkunst schmücken: Dulchius (1563—1631).

In solchen Gemeinden, in denen ein Chor erhalten blieb, die katholische Liturgie ist ohne lateinischen Chor nicht denkbar, fielen manche liturgischen Stücke dem Chore zu, der sie in einfachen Gottesdiensten einstimmig (gregorianisch), in Hauptgottesdiensten aber mehrstimmig (figural) kunstvoll sang. Trotz der Deutschen Messe hatte in den meisten Kirchenordnungen der Chor die Liturgie in der Hand. In kleineren Gemeinden ward alles deutsch, und das deutsche Lied tritt überhaupt an die Stelle des lateinischen älteren Chorgesanges. Uebrigens war Luthers „Deutsche Messe" nur ein Vorbild, keine Vorschrift. So entstanden in allen Teilen Deutschlands verschiedene Ordnungen, die in den ältesten evangelischen Kirchenordnungen, bei uns in der „pommerschen" (um 1528), festgelegt wurden.

Diese Ordnung soll nun hier beschrieben werden, wobei die liturgisch-musikalischen Gesichtspunkte vorwiegend ins Auge gefaßt werden.

In einer dieser ersten Kirchenordnungen heißt es: „Darum wollen wir auch für unsere Kinder den Vorteil haben, daß sie abends und morgens alltäglich singen, was man Vesper und Mette heißt. Auf diese Art lernen sie fast spielend die heilige Schrift kennen. Deutsch sollen die Schüler (Chorsänger) nicht singen, an allein wenn das Volk singet" (also in den Lutherliedern). Wir merken, daß die Liturgie in den Kirchen, wo ein kunstgerecht ausgebildeter Chor bestand (damals sangen die hohen Stimmen noch nicht Damen, sondern die Lateinschüler), viel Latein enthielt. (Introitus, Kyrie, Gloria, Credo, Graduale, Sanctus, Agnus dei, Responsorien.) Es wird besonders betont: „Das Latein soll also in diesen Stücken die Regel bleiben, das Deutsch nur Notbehelf sein." Luther hatte es auch so ausdrücklich gewollt. Bis kurz vor 1800 behielt man noch in einigen deutschen Kirchen das Latein bei, dann trat aber überall die deutsche Sprache ausschließlich in ihre Rechte ein. Luther sah in der „Mannigfaltigkeit der Zungen" eine Erinnerung an das erste Pfingstfest. Mit dem Latein in unsern Gottesdiensten ist es heute vorbei.

Wie andere Provinzen an der Ostsee, z. B. Schleswig-Holstein, hatte auch Pommern gewiß ein plattdeutsches Kirchenbuch. (Durch Pastor Schröder-Stettin sind neuerdings wieder viele Gemeindegesänge in schönem Platt zugänglich.) Nach 1635—1650 kam aber in plattdeutschen Landen sehr schnell die völlige Wendung zum Hochdeutsch auf in der Kirche, so daß 1665 Olearius hochdeutsches Liederbuch mit Liedern, liturgischen Gesängen usw. die plattdeutsche Sprache aus der Kirche fast ganz verdrängte. Die beachtenswerteste Sache für uns ist, daß bis 1725 etwa die Gesänge für die ganze Kirchenzeit des Jahres (für den Hauptgottesdienst, Vespern und Mette) in diesen Kirchenbüchern festgelegt waren, was für die Gemeinde und für den Chor, wenn er auch einstimmig (choraliter, nicht oft figural) sang, eine schöne Sache war, da man stets wußte, worauf der Charakter des Sonntags abzielte, wie z. B. heute noch Miserikordias (vom guten Hirten). So hatten alle Sonntage, auch die der festlosen Zeit, einen ausgeprägten de tempore-Charakter.

So konnte Liliencron in seiner Geschichte der Liturgie durch Kirchenbücher aller deutschen Stämme feststellen, daß überall ein gleicher Stamm von de tempore-Liedern (also ganz charakteristischen Gesängen) für alle Sonn- und Festtage damals feststand. Durch die freien Predigttexte wurden mit dem Schriftabschnitt (Perikope, Ev. oder Ep.) auch diese festgelegten Lieder hinfällig, sie zerstreuten sich, zum Schaden der Gemeinde. (Dem Kantor gehörte bis 1725 etwa die Wahl der Lieder. 1725 führte J. S. Bach eine Beschwerde mit dem Konsistorium darüber, daß ihm als Kantor die Wahl der Gesangbuchnummern abgenommen war. Das ist die Folge von der Lockerung der eben beschriebenen feststehenden Ordnung der de tempore-Lieder. Die Geistlichen wollten freie Wahl der Predigttexte und sich nicht binden an die Perikopenreihen, wie sie unbedingt zu diesen de tempore-Liedern gehörten. Infolge der freien Predigttextwahl ging somit schon damals nach und nach ein Sinnloswerden des alten de tempore vor sich, was diese Abnahme- (vom Kantor) und Uebernahme der Gesangbuchliederauswahl durch den Prediger nötig machte. Dem Prediger konnte man die evangelische Freiheit der freien Predigttexte nicht verdenken, aber für die Kirchenmusik war dies eine schlimme Bresche, die in die Chormusikreihe geschlagen wurde.)

Zu beachten ist: Orgelbegleitung kannte man zum Gemeindelied noch nicht. Mit 1591 kam der Gebrauch auf, mit der Oberstimme des führenden, mehrstimmigen Chores Gemeindegesänge begleiten zu lassen. Der Hofprediger Osiander hatte entdeckt, daß auf diese Weise die Gemeinde besser mitsang. Seine Einrichtung ist bis heute in Benutzung, wir singen seither die Oberstimme mit Orgel und Chor stets mit. Orgelbücher gibt es seit etwa 1680. Früher lag die Melodie oft im Tenor, wie bei den Motetten. Motette ist eine Form, in der seit dem Mittelalter in aller Herren Länder sich die (altkirchliche gregorianische) Melodie oder Liedweise kristallisierte im kunstvollen, mehrstimmigen Tonsatz für Chorgesang. „Von der Motette bis zur Kirchenkantate" könnte auch der Titel dieses Aufsatzes heißen. Zur Zeit des 30jährigen Krieges, als die schönsten unserer Gesangbuchlieder entstanden, war Heinrich Schütz der größte deutsche Kirchenmusiker. Seine Formen sind die der Motette und die des geistlichen Konzerts, d. h. hier eigentlich (Wettstreit vieler Stimmen): ein Evangelium wird musikalisch mit verteilten Rollen (z. B. Evangelist, Lazarus, Jesus, Maria und Chor) ausgelegt. Diese Form in Kompositionen ähnlicher Art von Zeitgenossen Schütz's werden auch in der Schloßkirche, am Hofe und in St. Marien musiziert worden sein. Als nun nach 1700 die Kirchenkantate aufkam, die keineswegs überall von den Geistlichen gern gesehen wurde, ist sicher überall mit Begleitung der Stadtpfeiferei in den Kirchen viel musiziert worden; denn in Köslin bestand noch 1913 die vom Patronat (Magistrat) der Marienkirche ausgehende Verpflichtung, daß die Stadtkapelle unter Leitung des Kantors jeden Festtag die Kantate zu begleiten habe. Davon ist erst 1914 Herr städt. Kapellmeister Lipsch entbunden worden.

Nach 1800 finden wir eine verarmte Liturgie vor. Es hatten die pietistischen und rationalistischen Strömungen in unserer Kirche mit der Kirchenkantate aufgeräumt und dabei „das Kind mit dem Bade ausgeschüttet": die Liturgie war als kahle Form noch da, aber der Zeitgeschmack (Rokokko, die Zeit der Empfindlichkeit und des Klassizismus) fand schon keine Freude mehr am Altargesang und an der altkirch-

lichen Psalmodie. Mißverständlich wurde der lutherisch-gotische Stil der älteren Liturgie etwa 1824 durch Bortnianskys schöne aber klassizistische Liturgiemusik ersetzt, die bis heute gesungen wird. Es dauerte lange, bis die Musica sacra wieder als selbstverständlich im Gottesdienst angesehen wurde. Der allgemeine deutsche Kirchengesangverein förderte den liturgischen Gesang sehr, und heute merkt man überall Fortschritte. H. J. Moser, der Direktor der Akademie für Kirchenmusik in Berlin, sagt: „Die liturgiewürdige Chormusik eines Walther, (Luthers musikalischer Helfer), Eccard, Schütz, Bach, Palaestrina ist genau so Abglanz des jenseitigen Lichtes, wie die Worte aller frommen Väter der Kirche." „Der Schein und die Wärme der Kirchenmusik wächst heute, und wir müssen, wie die klugen Jungfrauen, sie fleißig pflegen, denn der Bräutigam kommt, wir müssen ihm entgegengehn."

In unserm Kösliner Kirchenkreise und überall in Pommern, auch in Landgemeinden, ist viel Liebe zur Musica sacra. Auf dem Lande möge wenigstens auch in Hauptgottesdiensten ein einstimmiger Chor jeden Sonntag den Gemeindegesang führen und einstimmige liturgische Gesänge (Introitus, Graduale) mit Orgelbegleitung singen. An Festtagen wird überall, auch auf dem Lande, von den Gesangvereinen hübsch mehrstimmig in der Liturgie gesungen. Dies Ehrenamt läßt kein Dirigent sich nehmen.

Zum 70. Geburtstag von Albert Schwarz.

Der 16. Oktober ist für unser Pommerland, für alle Plattdeutschen, ein Feiertag. Albert Schwarz, der über 25 Jahre bei dem Allgemeinen Plattdeutschen Verband die Schriftleitung des „Eekboom" in treuen Händen gehalten und Pommerns bester Lyriker und Erzähler gewesen ist, feiert an diesem Tage seinen 70. Geburtstag. In ganz Niederdeutschland wird man den Dichter ehren; alle Vereine, die in dem Allgemeinen Plattdeutschen Verband zusammengeschlossen sind, werden an Albert Schwarz-Abenden seiner gedenken, seine Dichtungen zu Gehör bringen. Der Rundfunk in Hamburg wird seine Werke, seine Lieder, von bekannten Männern wie Heinrich Dickelmann, Heinrich Reese, Otto Voigt, Max Laudan, Richard Germer etc. vertont, in ein großes Publikum tragen. Da kann die Heimat des Dichters nicht zurückbleiben. Die verschiedensten Vereine unserer Stadt, und ganz besonders Herr Kreisjugendpfleger Lück, betrachten es als Ehrensache, unsern Dichter gerade hier in der Heimat nicht zu vergessen.

Anfang Oktober wird an einem großen Heimatabend Anne Schwarz, die seit einigen Jahren als Rezitatorin in Hamburg lebt und hier keine Unbekannte ist, die Dichtungen ihres Onkels wieder in uns lebendig machen.

Albert Schwarz ist am 16. Oktober 1859 in Wandhagen (Kr. Schlawe) geboren. Schon als Kind hatte er Talent für Malerei und Bildhauerei und wollte ursprünglich Kunstmaler werden. 1882 besuchte er acht Semester die Kunstakademie in Berlin, merkte dann, daß er es zu einem großen Maler nicht bringen würde und wandte sich dem Schrifttum zu. Bei der Berliner Gerichtszeitung schrieb er die Theater- und Kunstberichte und zeichnete später als Schriftleiter. 1893 lernte er in Berlin den „Quickborn" kennen, „de mi de Purt tau' den plattdütschen Paradiesgorden upslöten un mi tau drinken geewen ut den deipen Sot von uns' leiw Moderspraak", wie er in der Widmung seines ersten Werks „Drag'knuppen" schreibt. 1895 war er Schriftleiter des „Eekboom" und Dichter bis zu seinem Tode am 31. Januar 1921 in Hamburg.

Er war ein feiner, gütiger und stiller Mensch, der das Marktschreierische des Alltags scheute, sich niemals vordrängte, und von ganzem Herzen Plattdeutscher. Von ihm stammt das Wort: „Min Pattdütsch is min Lewen!" Als erster Schriftleiter des „Eekboom" hat er unendlich viel für die plattdeutsche Sache getan. Von seinen Werken sind zu nennen „Drag'knuppen", 1898. Verlag Robert Cordes, Kiel; „Oeschen un Astern", 1912. Verlag Lühr u. Dircks, Garding; „Reinke dei Voß", 1925. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin; „De Amerikaoner", Drama 1924. Verlag Mewes, Rügenwalde. Eine Gedichtsammlung, Erzählungen und andere Werke sind noch nicht veröffentlicht. Immer und überall hatte Albert Schwarz Unglück in seinem Leben. Für sein erstes Werk hat er nie einen Pfennig Honorar erhalten. Zwei ihm wertvolle Manuskripte, eine Gedichtsammlung und ein Band Erzählungen, die er nicht abgeschrieben hatte, gingen ihm auf der Post verloren. Er gab Fritz Reuters Werke mit einem vollständigen Wörterbuch heraus und hat auch in seiner hinterpommerschen Mundart ein Wörterbuch geschrieben, das bis jetzt unveröffentlicht geblieben ist. Der Allgemeine Plattdeutsch-Verband bringt jetzt zu seinem 70. Geburtstag eine Sammlung aus seinen Werken heraus.

„Soll und Haben" in Köslin.

Alte Patriziergeschlechter, deren jahrhundertealte Geschäftsbeziehungen oft den ganzen Globus umspannen, deren Schiffe auf allen Meeren fahren, wohnen oft in alten, bescheidenen Häusern, deren Aeußeres in gar keinem Verhältnis zu dem Reichtum im Inneren steht. In stillen, abseitigen Straßen, mit einer bescheidenen Giebelfront zur Straße hin stehen sie meistens, vom unkundigen Vorübergehenden gar nicht beachtet. Wem fällt z. B. das alte Kaufmannhaus in Breslau auf der Schuhbrücke auf, das „Gustav-Freytag-Haus" in seinem Roman „Soll und Haben"?! Hamburg und Bremen, die alten Hansastädte mit ihren königlichen Kaufmannsgeschlechtern besitzen eine Reihe solch alter Patrizierhäuser. Auch wir in Köslin haben noch eine Reihe alter Häuser, die ähnlich wie die hanseatischen Patrizierhäuser ihre Geschichte haben. Nur ist diese Geschichte nicht gar so alt wie jene, denn Köslin ist ja, geschichtlich gerechnet, in seinem heutigen Gewande eine verhältnismäßig junge Stadt, weil es nach dem Brande von 1718 neu erstanden ist. Aber hundert Jahre und mehr sind für ein Geschlecht, für die Geschichte eines Hauses schon eine ganz hübsche Zeit. Und Häuser, die ihre hundertjährige Geschichte haben, sind in Köslin gar nicht so selten. Wenn man z. B. die Hohetorstraße hinuntergeht, so sieht man eine ganz stattliche Zahl solcher Häuser, die mit der schmalen Giebelseite zur Straße gekehrt stehen und den alten sparsamen Baustil des strengen Soldatenkönigs, des Wiedererbauers Köslins nach dem großen Brande, aufweisen.

Treten wir einmal in solch ein Haus ein. Es hat sicher sein Interessantes. Da ist z. B. das Haus der Weinfirma August Stieler Nachf. Im Hausflur hängt ein aufgetakeltes Schiffsmodell, ein altdeutscher Spruch begrüßt den Eintretenden. Durch heimelige Trinkstuben geht es, an deren Wänden alte Stahlstiche hängen, Bildnisse alter bekannter Kösliner Honoratioren, die einst zu kräftigem Umtrunk [illegible] zusammengekommen sind und die heute längst [illegible] grüne Rasen deckt. Säbel und Rapiere und die Wappen sämtlicher preußischer Provinzen dekorieren die Wände. Das Interessanteste ist aber der Weinkeller, dieses Meisterstück des ehemaligen Kösliner Maurermeisters Güntzel. Roter Steinfußboden und eine seltsam angenehme, reine Luft. Nichts von der Dumpfheit wie sonst in Kellern. Peinlichste Ordnung herrscht in diesen kunstvoll mit Kappengewölbe verbundenen Katakomben. Eine Raumausnützung wie sie auch heute noch als bautechnisches Meisterstück gelten könnte. Erstaunliche Flaschenmengen sind darin untergebracht. Ueber 100 Weinsorten und ebensoviel Spirituosen-Sorten lagern dort zu tausenden von Flaschen. Auch den von den verschiedenen Weinsorten verlangten Temperaturen ist baulich Rechnung getragen. Die Gewölbe der schweren Rotweine, die wärmere Temperatur verlangen, sind mit merkwürdig anmutenden Oefen ausgestattet. — Und dann geht es über eine flache, feste Eichenstiege auf den Bordeaux-Speicher, zu jenen Weinen, die eben noch wieder wärmer lagern wollen. Regale voller Flaschen, um die man staunend herumgeht. Dann tritt man auf ein Dach hi[illegible] auf dem Wäsche getrocknet werden kann, und [illegible]nt über die Ausmaße des Grundstücks. Man ist fast an der Friedrichstraße, und über die mit wildem Wein berankte Hinterseite des Vorderhauses hinweg grüßt der Turm von der Marienkirche. Links schaut das Regierungsgebäude herüber. Ueber weite Bodenräume geht es zurück, in denen geheimnisvolles Halbdunkel herrscht, daß man dabei an

Arnhausen.

Axel Trapp, Lehrer in Güdenhagen.

Zwischen Schivelbein und Belgard, nicht weit von der Station Gr.-Rambin entfernt, liegt ein herrliches Stück Pommerland. Es ist ein kleines Dörfchen mit einer romantischen Lage, einer herrlichen Umgebung, einer reichen geschichtlichen Vergangenheit, umwoben von einem Kranz lieblicher Sagen und einem stolz klingenden Namen: Arnhausen.

Auf dem Ostufer des überaus lieblichen Müglitztales erhebt es sich und macht mit seinen in der Mehrzahl neuen Gebäuden, den sauberen Gärten, seiner alten Kirche mit der schiefen Turmspitze und der reinlichen Dorfstraße einen freundlichen Eindruck. Unten im Tal klappert an dem Mühlenteich, durch welchen die Müglitz fließt, die Mühle, und nicht weit davon entfernt steht der einladende Gasthof. Steil steigen das West- und Ostufer aus diesem Tal empor; steil führt die chaussierte Straße zum Dorfe hinauf. Oft ist das Dörfchen vom Feuer heimgesucht worden, zuletzt am 22. August 1909, einem Sonntage. Kurz nach dem Gottesdienste brach es aus; neun Gebäude wurden von den Flammen verzehrt.

Herrlich ist der Aufenthalt in dem etwa 30 Morgen großen Gutspark, welcher sich am Ostufer des Müglitztales nach Gr.-Rambin hin entlangzieht. Er ist reich an lohnenden Aussichten, tiefen Schluchten, hohen Bergwänden und alten Buchenstämmen. Am nettsten ist der Anblick des Parkes zur Frühlingszeit, oder im Herbst, wenn der Wald sein buntes Herbstgewand bereits angelegt hat. Wenn die Wege mit raschelndem Laube bedeckt sind, wenn die Buchen ihre Nüsse in dasselbe klatschend fallen lassen, wenn die Müglitz ihre Wasser schwerfällig über die Bohlen des Stauwerkes gurgeln läßt: dann wandert es sich hier so traumverloren, so selig beglückend, und stolz hebt sich die Brust: 's ist ja mein schönes Pommerland! In der liebenswürdigsten Weise gestattet die Gutsverwaltung jedem Besucher den Aufenthalt im Parke. Mit zu den schönsten Aussichten gehört die, welche man vom etwa 25 Meter hohen Tarnhusberge aus hat. Man kann es sehr wohl verstehen, warum gerade diesen Berg sich die Ritter v. Manteuffel aussuchten, als sie hier ihre mächtige, den Feinden trotzende, starke Burg Tarnhus erbauten. Noch heute sieht man auf des Berges Platte Mauerreste der einstigen Burg. Das eine Mauerstück ist gut 1½ Meter, das andere etwa 2 Meter hoch. Auch zwei Pfeiler des Kellers sind noch vorhanden. Leider holte die Herrschaft, als sie 1908—1910 eine Feldscheune und vier Tagelöhnerhäuser baute, von hier die Fundamentsteine zum Bau, und die Burgmauern wurden um ein gut Stück winziger. Dornengestrüpp und Kletten bedecken den einst so stolzen Burgplatz, und hohe Ulmen blicken auf die einst so trutzige Stätte herab. 1733 begann man mit dem Niederreißen der Burg. Die Dachsteine wurden zum Teil zum Decken der St. Gertrudkirche verwandt.

Jahrhunderte hindurch hauste hier das mächtige Geschlecht derer v. Manteuffel. Es war sehr reich; seine Besitzungen waren groß. Zur Zeit des Raubritterunwesens unternahmen die Ritter v. Manteuffel von ihren Schlössern Tarnhus, Gr.-Popplow, Kölpin und anderen aus weite Raubzüge hinein ins Land und kehrten oft mit reicher Beute heim. Was Wunder, daß man ihnen arg zu Leibe ging. So zerstörten 1432 die Treptower und Untertanen des Klosters Belbuck ihr Schloß Kölpin. Herzog Barnim IX. ließ ihr Schloß Gr.-Popplow bei Polzin brechen. Die Sage weiß von einem schweren Fluche zu berichten, den die Schloßherren von Arnhausen

märchenerzählende Großmütter denkt und an selige Kindertage, wo solch ein wundervoller Boden ideales Spielgebiet für Räuber und Prinzessin gewesen wäre. Ein feiner Tabakduft hängt in der Luft, er kommt aus dem Tabaklager, dem man sich mittlerweile genähert hat. —

Ja, das ist „Soll und Haben"-Romantik. Und die alten, noch vorhandenen pergamentenen Geschäftsbücher, eine Fundgrube alter Geschäftsgeschichte, bestätigen es. Nachweislich existiert die Firma seit dem Jahre 1837. Schon lange vorher war Haus und Geschäft in der Familie, aber es war ein anderer Geschäftszweig (Wagenbauerei). August Stieler, der Gründer des heutigen Geschäfts, hatte vorher als Vertreter einer heute nicht mehr bestehenden Stettiner Weinfirma seine Geschäftsfahrten im Fuhrwerk und in der Postkutsche bis Warschau und Petersburg gemacht. Dann kehrte er in das väterliche (vorerwähnte) Haus zurück und gründete eine eigene Weinfirma, von deren Bestehen die erste urkundliche Bestätigung die erste Hauptbuch-Eintragung gibt: „10. Februar 1837 von Heydebreck, Parnow, 15 Boutel. Medoc zum Preise von 12 Thaler, 6 Silbergroschen und 6 Pfg." — Interessante Schlaglichter auf die Preisverhältnisse vor 100 Jahren liefert das Privatkonto. So kostete damals ein Barbier-Abonnement für ein Vierteljahr einen Thaler. Wo hingegen „ein Huth für meine Frau" 2 Reichsthaler, 8 Silbergroschen und 6 Pfg. kostete. Der Frau Mode wurden damals also schon genau so große Opfer gebracht wie heute. Reiseberichte über Reisen per Fuhrwerk bis Danzig und bis Rügen geben Kunde über längst-verklungene Zeiten. E. W.

Min Pommerland.

Von Albert Schwarz-Wandhagen.

1. Wo künn ik ahn di woll leben,
Du büst jo min Glück, min Stirn!
Du steihst jo in't Hart mi schreben,
As wirst du min söte Dirn!
Du singst mi leeflich Geschichten
Un höllst mi an'n fastes Band —
Von di will ik drömen un dichten,
Du leew oll Pommerland.

2. Wo stahn din Eeken so mächtig
Un hoch as en Karkenturm!
Die Böken, wat sünd se prächtig!
Gotts Segen rauht up din Kurn!
De blagen Bülgen, de klingen,
Un sneewitt schemert de Strand —
Von di will ik seggen un singen,
Du leew oll Pommerland.

3. Din Manns sünd deftig as Isen,
'Ne faste Borg is ehr Tru,
Un gew't ok Draken un Riesen,
Se kennten keen Angst un Schu.
Un wull uns de Fiend verdarben,
Se dwüngen em dal in't Sand —
För di will ik wirken un warben,
Du leew oll Pommerland.

4. Un söt sünd din Dirns un Frugens,
Unschullig un hartensgot,
Up Gott un ehr Eegenort bugen
In Sünnschin, Weder un Not.
Ehr Og' verspreckt uns den Heben,
Leef strakt uns un week ehr Hand —
In di will ik leeben un leben,
Du leew oll Pommerland.

5. Un't olle irnsthafte Reden,
Noch steiht dat nich an de Kak,
Noch klingt as Singen un Beden
Uns' plattdütsche Moderspraak. —
O, lat't uns för alle Tiden
Tru wohren den ollen Stand!
Ik will för di streben un striden,
Du leew oll Pommerland.

Schwänke und Schnurren aus Kutzer

Mitgeteilt von Lehrer Alfred Lucht. (Schluß.)

Auf der Station Piepenburg, wo sich die Strecke nach Regenwalde abzweigt, ruft der Schaffner: „Piepenburg! Richtung Regenwalde aussteigen!" Piepenburg hört seinen Namen und das Wort „aussteigen" rufen und glaubt, daß er gemeint sei. Schleunigst ergreift er seine Sachen und steigt aus, indem er dabei fortwährend schimpft: „Warum ich gerade und andere Leute nicht?"

Ehe er von den Beamten über seinen Irrtum aufgeklärt ist, ist der Zug bereits abgefahren, und er muß nun wohl oder übel zu Fuß nach Schmalentin gehen. Das ärgert ihn gewaltig, mehr aber noch, daß er bei dem schnellen Aussteigen seinen schönen Hochzeitskuchen im Wagen liegen gelassen hat.

Die Geschichte wurde mir in Kutzer von mehreren Leuten als Tatsache berichtet. Der Mann soll noch heute in dem benachbarten Schmalentin wohnen. Doch zweifle ich, ob hier eine wirkliche Begebenheit vorliegt. Die Geschichte war schon vor Jahren in Naugard allgemein bekannt, und ich kenne sie schon aus meiner Schulzeit. Sie wurde von einem Piepenburg erzählt, der früher in Wilhelmsfeld lebte.

9. Der Alte Fritz und der Pastor.

Einst bewarb sich ein Pastor beim Alten Fritz um eine Pfarrstelle in Berlin. Der machte die Besetzung von dem Ausfall der Probepredigt abhängig. Der Prediger mußte ihm versprechen, den Briefumschlag, in dem der Predigttext steckte, nicht eher zu öffnen als auf der Kanzel.

Am Sonntag ging nun der Alte Fritz zur Kirche. Er freute sich schon im stillen auf das verdutzte Gesicht, das der Prediger machen würde, wenn er den Brief öffnete; denn er hatte keinen Text eingeschrieben.

Vor der Predigt öffnete nun der Pastor den Brief. Da ertönte es laut von der Kanzel her: „Hier ist nichts!", denn die erste Seite war unbeschrieben. Und nach einer Weile: „Und da ist nichts!", denn auch die zweite Seite war unbeschrieben. „Und aus nichts hat Gott die Welt geschaffen!" fuhr der Pastor fort und hielt eine glänzende Predigt über die Allmacht Gottes.

Der Alte Fritz staunte nicht wenig, der Pastor aber erhielt die Stelle.

Mündlich von Altsitzer Laatsch in Kutzer. Die Erzählung ist in Pommern sehr bekannt, fehlt aber in der Sammlung von Prof. A. Haas: „Friedrich der Große in der pommerschen Volkssage", in diesen Blättern, Jahrgang 1926.

10. Das hölzerne Seitengewehr.

Der Alte Fritz liebte es, die Gesellschaft seiner Soldaten aufzusuchen, ohne sich zu erkennen zu geben; denn bei solchen Gelegenheiten wurde ihm vieles offenbart, was ihm sonst als König verborgen geblieben wäre.

So traf er einmal einen Soldaten, und um ihn gesprächig zu machen, ließ er sich mit ihm in ein Zechgelage ein. Während der Unterhaltung fragte er ihn, ob er mit seiner Löhnung zufrieden sei. „Von den paar Groschen", sagte der Soldat, „können wir doch nicht leben! Aber wir helfen uns selbst und machen uns hier und da ein bißchen Geld, von dem der Alte Fritz nichts weiß!" Dabei zeigte er lachend auf sein Seitengewehr. Es war von — Holz. Der Alte Fritz war nicht wenig erstaunt, ließ sich aber nichts anmerken. Um so besser merkte er sich den Soldaten. Zur gegebenen Zeit verschwand er.

Als am andern Morgen die Soldaten eben angetreten waren, erschien plötzlich der König auf dem Exerzierplatz, ging schnurstracks auf den Soldaten los und gab ihm den Befehl, seinem Nebenmann den Kopf abzuschlagen. Doch der Soldat rührte sich nicht vom Fleck, auch dann noch nicht, als der Befehl wiederholt wurde. Als der Königin zum dritten und letzten Mal seinen Befehl wiederholte, da mußte etwas geschehen, wenn der Soldat die schwere Strafe, die auf Gehorsamsverweigerung steht, von sich abwenden wollte. Und so rief er, ohne zu zögern, aus: „Gebe Gott, daß aus meinem stählernen ein hölzernes Seitengewehr werde!" Er zieht blank, und zum allgemeinen Erstaunen zieht er ein hölzernes Seitengewehr aus der Scheide.

Der Alte Fritz, der ein großer Freund der Schlagfertigkeit war, schmunzelte und sah von einer Bestrafung ab.

Erzählt von Altsitzer Gustav Laatsch in Kutzer. Die Geschichte fehlt in der Sammlung von Prof. A. Haas in diesen Blättern, Jahrg. 1926, Nr. 4—8.

---

infolge ihrer Raubzüge auf das Gut geladen haben. Und wahrlich, wenn man die Geschichte von der Tarnhusburg durchblättert, möchte man beinahe der Sage Recht geben. Immer enger zog sich im Laufe der Zeit die Grenze um das Besitztum derer v. Manteuffel, bis auch endlich Arnhausen gegen Ende des 17. Jahrhunderts an einen Herrn v. Zastrow verkauft wurde. Und nun wanderte das Gut in zwei Jahrhunderten — das Burgschloß Tarnhus fiel 1733 — durch zwölf verschiedene Hände. Die vier ersten Besitzer waren Adelige, die folgenden sieben Bürgerliche. Nicht weniger als sieben von den Besitzern wurden bankerott. Nach und nach wurden Passentin, Heide, Röhlshof abverkauft, so daß das heutige Gut nur noch zirka 1500 Morgen umfaßt. 1895 erwarb Arnhausen ein Herr v. Wulffcrona, unter dessen kräftiger Leitung die Wirtschaft wieder aufwärts ging. Wie man bereits ahnt, ist der stolze Name Arnhausen aus dem Worte Tarnhus, d. i. feste Burg, kann aber auch Nebelburg heißen, abgeleitet worden. Zuerst entstand der Name Arnhusen; später wurde daraus Arnhausen.

Vor dem Dreißigjährigen Kriege war Arnhausen eine Stadt mit ungefähr 500 Feuerstellen, also zirka 5000 Einwohnern. Es hatte drei Kirchen und fünf Kirchhöfe. Es war damals größer als seine beiden Nachbarstädte Zinnaborg, das heutige Schivelbein, und Belgard. Wiederholt wurde Arnhausen während des Dreißigjährigen Krieges belagert und gebrandschatzt. 1643, fünf Jahre vor Friedensschluß, wurde es wie Belgard, durch den polnischen General v. Krockow belagert. Als er von den Schweden vertrieben wurde, da war der auf dem Westufer der Müglitz liegende Teil von Arnhausen, die damalige Unterstadt, ein Flammenmeer. Krockow lieferte den Schweden bei Hohenwardin ein Gefecht. Bei dieser Gelegenheit soll im Gutsgarten von Hohenwardin der polnische Kriegsschatz eingegraben worden sein. Darum geht noch heute die Sage vom Hohenwardiner Schatze im Volke, die da berichtet, daß in manchen Nächten der Schatz weithin leuchten soll. Notdürftig bauten die verarmten Bürger ihre Häuser wieder auf. Viele griffen zum Wanderstabe und zogen nach dem nahen Polzin, welches damals noch ein Dorf gewesen sein soll. 1702 wurde Arnhausen abermals durch Feuersbrunst heimgesucht. Damals begann Polzins Ruhm zu steigen. Man hatte 1688 die erste Heilquelle erbohrt. Da zogen auch noch die meisten der jetzt abgebrannten Bürger von Arnhausen dorthin und ließen sich am Wupperbach häuslich nieder. So wurde aus der einstigen Stadt ein Dorf. Hieran knüpft sich eine Sage: Die nach Polzin abgewanderten Bürger trugen eine nie zu stillende Sehnsucht nach dem reinen Glockengeläut ihrer St. Gertrudkirche. Da faßten sie den Entschluß, die beiden Glocken der St. Gertrudkirche zu Arnhausen heimlich zu stehlen. Gedacht, getan! Nachts hatten sie die mühselige Arbeit heimlich vollbracht und froh zogen sie heimlich von dannen. Doch, o Schreck! Als sie die Höhe von Jeseritz erreicht haben, unten plätschert leise der Jeseritzsee, da sehen sie die Ritter der Tarnhusburg, welche den Diebstahl inzwischen bemerkt haben, kommen. Die Pferde waren matt und konnten den Wagen nicht aus der Stelle schaffen. Da schlugen sie zwei Räder vom Wagen, und die Glocken rollten in den See. Nach einer anderen Sage sind die Bürger davongelaufen, und die Ritter brachten die Glocken wieder an ihren Platz. Darum sollen die Bewohner von Arnhausen noch heute behaupten, sie hätten ein reineres Glockengeläut als die Polziner.

In den letzten Jahrzehnten stieß man verschiedentlich auf Reste der zerstörten Unterstadt. Sie lag auf dem Ackerplan des heutigen Röhlshof.

(Fortsetzung folgt.)

Erntegeräte und Erntegebrauch in der Vorzeit.

Von Dr. Fr. Holter-Schneidemühl.

Viele Menschen ernten heute noch so, wie sie es von den Vätern her kennen gelernt haben. Noch wird vielorts die Sense gedengelt oder geklopft, mit dem feuchten Wetzstein geschärft und noch rauscht sie ihr Sterbelied durch das Korn. Die Frucht mühevoller Arbeit ruht dann bald, wenn sich der Lenker aller Dinge gnädig erweist, als Erntesegen in den weiten Scheuern. Und am Erntedankfest falten sich vor fröhlichem Tanz und Gelage schwielige Hände — wie vor Zeiten — um dem, der Sonne und Regen, aber auch Hagel und Gewittersturm schickt, aus tiefstem Herzen Dank zu sagen. Die Städter wissen meist nicht mehr, wieviel Sorge, Not und nimmermüde Arbeit einerseits, wieviel Lohn und Freude andererseits vom Ausfall einer Ernte abhängen können.

Mancher hat die Halme viele Ernten hindurch immer nach derselben Weise fallen gesehen. Ob nun die Sense oder ob die Mähmaschine ihren Schnitt besorgte. Ist dann vielleicht einem einmal der Gedanke gekommen: Wann mag wohl zum erstenmal jemand die goldenen Bündel in seinen Vorratsraum getragen haben? Welch Sicherheitsgefühl mag ihn gegenüber dem grimmen Winter überkommen sein? Nun brauchte nicht mehr hinter der Nahrung hergelaufen zu werden, sondern in seßhaftem Leben konnten die Früchte der Arbeit verzehrt werden. Das nächste Jahr brachte eine neue Ernte.

Die Herstellung von Brot und Brei wollten doch einmal erfunden sein. Hundertfünfzig mal müßten wir ein Ur-, Ur- usf. vor unseren „Großvater" setzen, dann kämen wir in eine Zeit um etwa 2500 vor Christi Geburt, die jüngere Steinzeit. Diese hat uns für den altnordischen Kulturkreis die ältesten Ackerbaugeräte geliefert. Die älteste europäische Sichel kam bei Stenild auf Jütland zu Tage. Sie besteht aus einem gekrümmten Feuersteinspan an einem hölzernen Schaft. Da man damals bereits die Herstellung von Tongefäßen als Hausindustrie übte, kam es öfters vor, daß in das Tonmaterial zufällig Getreidekörner, welche auf der Haustenne oder dem Vorplatz herumlagen, hineingerieten. Dadurch wurden sie vor dem Verfall bewahrt und wir in die glückliche Lage gesetzt, sie ihrer Herkunft nach untersuchen zu können. So wissen wir, daß in unserem Gebiete bereits in jener Zeit eine Reihe von Feldgräsern kultiviert und geerntet wurde.

Das älteste Getreide, die Hirse, ist für die genannte Zeit nachgewiesen; sie kam in zwei Arten als Kolben- und Rispen-Hirse vor. Mit der Gerste, dem ältesten Getreide des Pflugbaues, hat diese Hackbaupflanze die Eigenschaft gemeinsam, nicht eigentlich Brotgetreide zu sein. Aus diesen Früchten wurden vielmehr Brei, bzw. Graupen und Malz hergestellt. Als Brotfrucht wurde zu dieser Zeit der Weizen mit seinen vielen Abarten (Binkel, Einkorn, Emmer und Spelt) gebaut. Er hatte schon früh, wahrscheinlich von Westasien und Babylonien her, in der alten Welt weite Verbreitung erfahren. So kam er nach Europa, Indien, China und von dort nach Japan. Ebenfalls sehr alt ist der Hafer. Heute wird er meist als Futtergetreide angebaut; jedoch werden auch Nahrungsmittel, wie Haferflocken usw. aus ihm bereitet. Früher war er mehr Brotgetreide und diente zur Herstellung eines Fladenbrotes, wie es heute in uralter Gestalt noch im Knäckebröd Schwedens fortlebt. Die allerjüngste Form des Brotgetreides, der Roggen, kommt erst in frühgeschichtlichen Zeiten in Frage. Wir sahen so in jenen weit zurückliegenden Vorzeittagen eine stattliche Reihe von Feldfrüchten im Ackerbau unserer Ahnen auftauchen.

Weil wir just die Erntezeit erleben, wollen wir einmal sehen, wie in der Vorzeit geerntet wurde! Man schnitt nicht, wie es heute Brauch ist, die Halme kurz über dem Boden ab. Mit der linken Hand faßte man ein Bündel Aehren und hieb es mit der sichelbewehrten Rechten ab. In Tirol z. B. können wir noch heute diesen Erntebrauch beobachten. Alte bildliche Darstellungen zeigen dasselbe. Das zunächst stehenbleibende Stroh wurde später geschnitten. Von der jüngeren Steinzeit über die Bronzezeit hinweg, bis in die späte Eisenzeit hinein, also etwa 2000 Jahre lang war nur die Sichel als Erntegerät bekannt. Sie wurde je nach der Schäftungsart und der Stammeseigentümlichkeit in den verschiedensten Formen als: Flach-, Loch-, Griffzungen-, Knopf-, Haken-, Griffangel- und Schafttüllensichel benutzt. Der Bodenschnitt kam erst nach der frühen Eisenzeit in der späten Eisenzeit, von den Kelten her, bei uns in Gebrauch. Nach der Zeit um 500 vor Christi, also etwa nach der Zeit des 80. Ahnen, vor uns, bediente man sich der Sense am langen Stiel. Schweizer Pfahlbautenfunde aus Seesümpfen haben uns guterhaltene Exemplare geliefert. Das Aufstellen der geschnittenen Halme, der „Bündel" und „Garben" in „Schauern" und „Mandeln" usw. wird wohl von jeher nach Stammes- und Volkssitten verschieden gehandhabt worden sein.

Ein langer, langer Weg führt von der ersten Feuersteinsichel bis zur Motor-Mähmaschine, dem modernsten Erntegerät, das womöglich gleich drischt, reinigt und sortiert, die vollen Getreidesäcke und Preßstrohbündel abwirft. Trotz aller Modernisierung hat sich aber mancher urtümliche Erntebrauch bis in unsere Tage erhalten; so z. B. das Aufstellen einer Getreidepuppe im abgeernteten Feld als Dank an die wachstumfördernden Kräfte und Geister. Gleichsam als Band zwischen Vorzeit und Moderne leben noch so manche sinnige Volksbräuche, deren Pflege jedem heimatliebenden Menschen am Herzen liegen sollte. Das schützt vor Ueberheblichkeit und zwingt zum Nachdenken. Viele mußten vielfach vergeblich sinnen und ringen, damit den Heutigen harte Arbeit „bequemer" gemacht werden konnte.

Deutsche Heimatbücher.

Das Volkslied in der Schule. Von Professor Dr. H. J. Moser. 196 S. Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig. Geh. 4,60 RM., in Leinen 5,60 RM.

Bisher fehlte es in der Literatur an einem Hilfsmittel, sich die Grundanschauungen der neuen Musikerziehung zu eigen zu machen. Diese Lücke vermochten auch die Schulmusikwochen nicht auszufüllen, die nur immer deutlicher das Verlangen nach einem festen Halt bewiesen. Jetzt hat Professor Kestenberg Musikreferent im preußischen Ministerium, hervorragende Fachleute um sich geschart, um das weite Gebiet der musikalischen Pädagogik in neuem Geiste zur Darstellung zu bringen. Die Reihe dieser „Musikpädagogischen Bibliothek" eröffnet Professor Moser mit der methodischen Darstellung der Volksliedbehandlung. In der lebendigen Form des Dialogs gibt er praktische Vorschläge für die Volksliedbehandlung in den einzelnen Schulgattungen von der Dorfschule bis zur höheren Schule. In den 14 Abschnitten behandelt er Volkslied und Schundlied, Volkslied und Kunstlied, das Entstehen des Volkslieds, die Schicksale des Volkslieds, das Volk im Spiegel seines Liedes, altes und neues Volkslied, Heimatlied und Stammeslied, deutsche Geschichte im Volkslied, Märchen und Mythe im Volkslied, das Volkslied in der Kunst, Volksliedpflege und Stimmen der Völker in Liedern. Die zahlreichen hierbei durchgesprochenen Volkslieder ergeben in ihrer Gesamtheit ein sehr beachtenswertes neues Volksliederbuch. Das Buch ist in erster Linie zum Gebrauch des Lehrers geschrieben, wird aber auch jedem Musik- und Volksliederfreund Anregung und Genuß bieten.

Urwissen von Kosmos und Erde. Die Welteislehre im Lichte der Mythologie. Von Georg Hinzpeter 1928. 226 S. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. Ungeb. 4 RM., in Ganzleinen 6 RM.

Mächtige Felsblöcke, auf welche der Pflug des Landmanns hin und wieder trifft, erinnern heute noch an eine gewaltige Katastrophe, die vor langer, langer Zeit auch unsere engere Heimt heimgesucht und mit ungeheuren, von Norden herabreichenden Gletschern bedeckt hat. Staunend steht der Laie vor diesen Zeugen fernster Vergangenheit, von welcher uralte Mythen, geheimnisvolle Sagen raunen, ohne daß es der zünftigen Wissenschaft bisher gelungen wäre, das Dunkel, das über diesen Zeiten, von denen jene Mythen berichten, zu lichten und jenes Geschehen dem Laien verständlich zu machen. Gestützt auf die jüngst hier erwähnte Welteislehre Hörbigers gibt der Verfasser nun eine grundlegend neue einleuchtende Lösung jener Vorgänge und der wichtigsten Probleme der Mythologie einschließlich der Religionsgeschichte. Die beiden Hauptzeugen sind hierbei Edda und Bibel. Während diese das Weltengeschick aus hauptsächlich äquatorialen Gebieten schildert, gibt die Edda Eindrücke aus nordischen Randzonen wieder. So ergibt sich durch gegenseitige Ergänzung dieser beiden Hauptzeugen ein abgerundetes Bild von gewaltiger Ueberzeugungskraft. Dem Verfasser erscheinen die Weltschöpfungsgeschichten als uralte Menschheitserlebnisse. Wir sehen den kosmischen Kampf zwischen einem Riesenmonde als Weltenungeheuer und der Sonne, deren Sieg eine neue Welt entstehen läßt. Die Sintflut wird ein Naturereignis von gleich zerstörender wie aufbauender Kraft, der Begriff des Paradieses wird verständlich als die Zeit ewigen Frühlings und der Ruhe nach gewaltigen Katastrophen. Der Verfasser geht aber weiter und zeigt wie kosmische Ereignisse den Ausgangspunkt bildeten für die verschiedenen Arten der Gottesverehrung, und krönt schließlich sein Werk mit einer Betrachtung der Zusammenhänge zwischen Erdenschicksal und Religionsgeschichte. Wer sich den Sinn bewahrt hat für die großen Geheimnisse der Natur, wer einen Blick in die Werkstatt des Weltenschöpfers zu tun geneigt ist, der wird in diesem Buch viel Anregung und Befriedigung finden.

Zuwendungen für das Kösliner Heimatmuseum.

218. 1 Blumenstrauß aus Haaren unter Glas und Rahmen. Von Frau Marie Krüger, Köslin, Bergstraße 9.

219—220. 1 Lithographie mit Trilogie, darstellend „Die drei Küsse" (Mutter und Kind, Jüngling und Braut, Tochter und sterbender Vater) und 1 gelbe Schärpe mit den eingestickten Buchstaben A. L. und 1852. Von Frau Wolter.

221. 1 Ansicht von Köslin (cr. 1880) von Herrn Landrentmeister Otto Röther, Köslin, Grünstraße.

222—224. 3 Patenbriefe von 1839, 1882 und 1887. Von Frau Rechnungsrat Blaß, Köslin, Hohetorstraße.

225. Geschichte der Familie Lüdtke aus Breitenberg in Pommern. Von Wilhelm Joh. Herm. Lüdtke, Revierförster. (Das Geschlecht ist auch in Seydel (Kr. Köslin) vertreten. Der Verfasser schreibt, daß nach den ältesten historischen Nachrichten die Lüdtkes aus dem Hamburgischen und Bremischen stammen, sagt aber vorsichtshalber dann selbst, daß ein Zusammenhang zwischen diesen und den pommerschen Lüdtkes nicht nachweisbar ist. Dieser dürfte auch kaum in Frage kommen, da der Name natürlich überall in Niederdeutschland vorkommen kann. Im übrigen aber ist die Zusammenstellung, welche auch im „Deutschen Rolandbuch für Geschlechterkunde" Bd. 1 1918 zum Abdruck gebracht ist, sehr anerkennenswert.) Von Herrn Revierförster W. J. H. Lüdtke-Bettelhofen.

226. 1 Schürzenbandwebbrett mit angefangenem Muster. Von Frau Minna Strehlow, Biziker.

227. Zweitschrift der bei der Grundsteinlegung des Kriegerdenkmals des Stadt- und Landkreises Köslin zu Ehren der im Kriege 1914—18 gefallenen deutschen Helden aufgestellten und eingemauerten Urkunde. Vom Vorstand des Denkmalausschusses.

228—249. 1 Kästchen mit Goldmünzenwaage und Gewichten; 1 Nähtischschraube; 2 Puppenköpfe (1811 bis 1816); 1 lederne mit Stickerei geschmückte Reisetasche für Kamm und Bürste; 2 Federpennale; 1 Lineal von Leopold Sturm von 1816; 1 Kindertaschenmesser; 1 gedrechselte Holzschale; 1 Dreieck tuch aus Tüll mit Stickerei und Durchzug; 6 gestrickte kleine Kragen; 1 weißer gestrickter Pompadur; 1 Lichtputzschere aus Stahl; 1 kupfernes Kohlenbecken; 1 weißes Leinentuch mit eingewebtem biblischem Muster (Simson mit dem Löwen und die Stadt Timnat, nach Richter 14); 1 Versetzungs- und Lobzettel für Leopold Sturm vom 16. 10. 1807. Von Frau Ziemer geb. Vanselow-Sturm, Köslin.

250. 1 alte Bronzestanduhr für das Biedermeierzimmer. Von Fräulein Th. Borchardt, Köslin, Rogzower Allee.

251. 1 gestickte Tasche aus blauem Stoff mit schwarzer Seide gefüttert, mit Logenabzeichen (um 1820). Von Fräulein Martha Beizke, Köslin, Karkutschstift.

Allen freundlichen Spendern nochmals herzlicher Dank. Dr. Schulz.